

Irmgard Merkt

Kulturelle Bildung, Musik und Inklusion

Jede Gesellschaft trifft immer wieder von Neuem Entscheidungen darüber, wie sie mit der Verschiedenheit ihrer Mitglieder umgeht. Mit Verschiedenheit in Bezug auf Gesundheit und Krankheit, Jugend und Alter, Behinderung und Nichtbehinderung zum Beispiel. Jede Gesellschaft ist ständig mit Fragen von Exklusion und Inklusion befasst, mit Ausschluss und Sonderbehandlung, mit Hereinnahme und Verbindung. Die Prozesse sind oft nicht einfach – und immer wieder kommen Reaktionen auf gesellschaftliche Fragen durch Institutionen, die als übergeordnete Definitionsmacht akzeptiert werden. Die Organisation der Vereinten Nationen ist eine solche Institution. Ihr gehören derzeit 193 Staaten an. Die UN verabschiedet Konventionen, die zu völkerrechtlich verbindlichen Verträgen zwischen den Mitgliedstaaten werden. Ist eine Konvention von den Länderregierungen ratifiziert, wird sie jeweiliges Landesgesetz. So auch die „Convention on the Rights of Persons with Disabilities“ (1). Das „Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“, wurde von den Vereinten Nationen im Jahr 2008 in Kraft gesetzt und bislang von 110 Staaten ratifiziert – auch von der Bundesrepublik Deutschland. Im Bundesgesetzblatt erschien es am 31.12.2008, am 26.März 2009 trat es in Kraft (2).

Antworten

Diese UN-Behindertenrechtskonvention, abgekürzt UN-BRK, erweist sich als ein relativ machtvolleres Papier, vor allem für Eltern von Kindern mit Behinderung, Menschen mit Behinderung selbst und für Organisationen, die sich für eine inklusive Gesellschaft einsetzen. Die Konvention gibt Antworten auf die Frage „Wie geht Inklusion?“. Sie bekräftigt in der Präambel, dass

alle Menschenrechte und Grundfreiheiten allgemein gültig und unteilbar sind, einander bedingen und miteinander verknüpft sind und dass Menschen mit Behinderungen der volle Genuss dieser Rechte und Freiheiten ohne Diskriminierung garantiert werden muss (Übereinkommen 2008, S. 1420, Präambel, Abs. c).

Die Präambel nennt auch die zentralen Aspekte einer inklusiven Gesellschaft:

Teilhabe von Menschen mit Behinderung am bürgerlichen, politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Leben auf der Grundlage der Chancengleichheit (Übereinkommen 2008, S. 1423, Präambel, Abs. y).

Für Menschen mit Behinderung selbst ist der Artikel 8 der Konvention von großer Bedeutung. Er ist der Lieblingsartikel von Kassandra Ruhm, Diplompsychologin an der Universität Bremen: „In ihm steht beschrieben, wie die Staaten durch Bewusstseinsbildung für die Verwirklichung der Menschenrechte behinderter Menschen sorgen wollen“ (3). Der Wortlaut des Artikels 8 zeigt die Bandbreite der Überlegungen:

Artikel 8

Bewusstseinsbildung

- (1) Die Vertragsstaaten verpflichten sich, sofortige, wirksame und geeignete Maßnahmen zu ergreifen, um
 - a) in der gesamten Gesellschaft, einschließlich auf der Ebene der Familien, das Bewusstsein für Menschen mit Behinderungen zu schärfen und die Achtung ihrer Rechte und ihrer Würde zu fördern;
 - b) Klischees, Vorurteile und schädliche Praktiken gegenüber Menschen mit Behinderungen, einschließlich aufgrund des Geschlechts oder des Alters, in allen Lebensbereichen zu bekämpfen;
 - c) das Bewusstsein für die Fähigkeiten und den Beitrag von Menschen mit Behinderungen zu fördern.
- (2) Zu den diesbezüglichen Maßnahmen gehören
 - a) die Einleitung und dauerhafte Durchführung wirksamer Kampagnen zur Bewusstseinsbildung in der Öffentlichkeit mit dem Ziel,

- i) die Aufgeschlossenheit gegenüber den Rechten von Menschen mit Behinderungen zu erhöhen,
 - ii) eine positive Wahrnehmung von Menschen mit Behinderungen und ein größeres gesellschaftliches Bewusstsein ihnen gegenüber zu fördern,
 - iii) die Anerkennung der Fertigkeiten, Verdienste und Fähigkeiten von Menschen mit Behinderungen und ihres Beitrags zur Arbeitswelt und zum Arbeitsmarkt zu fördern;
- b) die Förderung einer respektvollen Einstellung gegenüber den Rechten von Menschen mit Behinderungen auf allen Ebenen des Bildungssystems, auch bei allen Kindern von früher Kindheit an;
 - c) die Aufforderung an alle Medienorgane, Menschen mit Behinderungen in einer dem Zweck dieses Übereinkommens entsprechenden Weise darzustellen;
 - d) die Förderung von Schulungsprogrammen zur Schärfung des Bewusstseins für Menschen mit Behinderungen und für deren Rechte.

Die Bewusstseinsbildung von Menschen ohne Behinderung ist wesentliche Voraussetzung für die Weiterentwicklung der immer noch vielfach separierenden Gesellschaft hin zu einer zunehmend inklusiven Gesellschaft. Doch wie kann Bewusstseinsbildung geschehen, konkret gefragt, wie kann sich der Blick auf Menschen mit Behinderung verändern? Wie wird ein neuer und wertschätzender Blick auf Menschen in ihrer Verschiedenheit möglich? Kampagnen und Schulungsprogramme sind eine Sache. Eine andere – unmittelbar wirkungsvolle – Sache ist freilich die reale Präsenz von Menschen mit Behinderung mitten in der Gesellschaft. Im Straßenverkehr, in der Kneipe, beim Sport, im Theater, im Kino, beim Konzert, im Chor, in der Tanzgruppe, auf der Bühne ...

Präsenz ist Dabeisein, öffentliches und privates Dabeisein. Besser gesagt einfaches Da-Sein. Der Begriff „Dabei-Sein“ suggeriert ein Sein, bei dem der Eine dem Anderen das Dabei-Sein gewährt. Der

Begriff „Da-Sein“ macht alle gleich. Ein positiv wirkendes gemeinsames Da-Sein, die Teilhabe, die zum Gewinn für alle werden kann, will allerdings gelernt sein. Denn Da-Sein kann ja auch zu Ablehnung, zu Spott und Verachtung, zu Exklusion führen. Um unter anderem dies zu verhindern, setzen sich Eltern und Elternverbände schon seit Jahren für eine gemeinsame Beschulung von Kindern mit und ohne Behinderung ein. Die UN-BRK bedeutet einen großen Auftrieb für den Gemeinsamen Unterricht von Anfang an. Die Schulpolitik reagiert langsam aber tatsächlich. NRW hat beispielsweise erklärt, bis 2020 die meisten Förderschulen aufzulösen und so viele Kinder wie möglich in einem nicht-separierenden Schulsystem zu versorgen. Wie steinig der Weg der Umsetzung dann tatsächlich ist, kann auf der Homepage des Vereins „Eine Schule für alle“ nachvollzogen werden (4).

Nicht nur die Schule ist per se ein Ort, an dem Präsenz eingeübt, an dem Inklusion gelernt und gestaltet wird. Alle Einrichtungen, die Kultur im Sinne künstlerisch orientierten Handelns produzieren, präsentieren und vermitteln, sind die richtigen Orte für Inklusion. Überall da, wo kulturelle Produktion und kulturelle Öffentlichkeit stattfindet, kann auch Inklusion stattfinden. Das meint auch der Artikel 30 der UN-BRK:

Artikel 30

Teilhabe am kulturellen Leben sowie an Erholung, Freizeit und Sport

- (1) Die Vertragsstaaten anerkennen das Recht von Menschen mit Behinderungen, gleichberechtigt mit anderen am kulturellen Leben teilzunehmen und treffen alle geeigneten Maßnahmen, um sicherzustellen, dass Menschen mit Behinderungen
 - a) Zugang zu kulturellem Material in zugänglichen Formaten haben;
 - b) Zugang zu Fernsehprogrammen, Filmen, Theatervorstellungen und anderen kulturellen Aktivitäten in zugänglichen Formaten haben;

- c) Zugang zu Orten kultureller Darbietungen oder Dienstleistungen, wie Theatern, Museen, Kinos, Bibliotheken und Tourismusdiensten, sowie, so weit wie möglich, zu Denkmälern und Stätten von nationaler kultureller Bedeutung haben.
- (2) Die Vertragsstaaten treffen geeignete Maßnahmen, um Menschen mit Behinderungen die Möglichkeit zu geben, ihr kreatives, künstlerisches und intellektuelles Potenzial zu entfalten und zu nutzen, nicht nur für sich selbst, sondern auch zur Bereicherung der Gesellschaft.
 - (3) Die Vertragsstaaten unternehmen alle geeigneten Schritte im Einklang mit dem Völkerrecht, um sicherzustellen, dass Gesetze zum Schutz von Rechten des geistigen Eigentums keine ungerechtfertigte oder diskriminierende Barriere für den Zugang von Menschen mit Behinderungen zu kulturellem Material darstellen.
 - (4) Menschen mit Behinderungen haben gleichberechtigt mit anderen Anspruch auf Anerkennung und Unterstützung ihrer spezifischen kulturellen und sprachlichen Identität, einschließlich der Gebärdensprachen und der Gehörlosenkultur.
 - (5) Mit dem Ziel, Menschen mit Behinderungen die gleichberechtigte Teilnahme an Erholungs-, Freizeit- und Sportaktivitäten zu ermöglichen, treffen die Vertragsstaaten geeignete Maßnahmen,
 - a) um Menschen mit Behinderungen zu ermutigen, so umfassend wie möglich an Breitensportlichen Aktivitäten auf allen Ebenen teilzunehmen und ihre Teilnahme zu fördern;
 - b) um sicherzustellen, dass Menschen mit Behinderungen die Möglichkeit haben, behinderungsspezifische Sport- und Erholungsaktivitäten zu organisieren, zu entwickeln und an solchen teilzunehmen und zu diesem Zweck die Bereitstellung eines geeigneten Angebots an Anleitung, Training und Ressourcen auf der Grundlage der Gleichberechtigung mit anderen zu fördern;

- c) um sicherzustellen, dass Menschen mit Behinderungen Zugang zu Sport-, Erholungs- und Tourismusstätten haben;
- d) um sicherzustellen, dass Kinder mit Behinderungen gleichberechtigt mit anderen Kindern an Spiel-, Erholungs-, Freizeit- und Sportaktivitäten teilnehmen können, einschließlich im schulischen Bereich;
- e) um sicherzustellen, dass Menschen mit Behinderungen Zugang zu Dienstleistungen der Organisatoren von Erholungs-, Tourismus-, Freizeit- und Sportaktivitäten haben.

Für unseren Kontext ist vor allem Absatz 2 interessant, in dem es darum geht, Menschen mit Behinderungen die Möglichkeit zur Entfaltung ihres Potentials zu geben. Hierin liegt der Verweis auf Kulturelle Bildung – und die Aufforderung, inklusive Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten in künstlerischen Bereichen zu schaffen, künstlerische Produktionen zu unterstützen und in die breite Öffentlichkeit zu bringen. Wichtig, dass hier keine Altersbegrenzung erwähnt ist: Auch im künstlerischen Feld gilt das lebenslange Lernen.

Ein wesentlicher Gesichtspunkt der Paragraphen 8 und 30 zieht sich durch die ganze UN-BRK: Der Verweis auf den Beitrag von Menschen mit Behinderung für die Gesellschaft. Für Cassandra Ruhm, Rollstuhlfahrerin, ist gerade dieser Verweis auf die Beiträge von Menschen mit Behinderung für die Gesellschaft bedeutsam: „Ich möchte, dass Leute, wenn sie mich sehen, nicht gleich denken: ‚Oh, ich muss die Tür aufhalten, dann bin ich ein guter Mensch.‘ Sondern ich möchte, dass andere mich um Hilfe fragen. In meinem Beruf tun sie das, wahrscheinlich macht er mir auch deshalb soviel Spaß.“ (5)

Worin liegt genau die Bedeutung für alle Beteiligten, dass der Beitrag von Menschen mit Behinderung zur Gesellschaft wahrgenommen wird? Die Bedeutung liegt im Ausgleich. Im Ausgleich von Geben und Nehmen. Der Blick auf die Leistungen, die Menschen mit Behinderung für die Gesellschaft erbringen, entlässt diese endlich aus der Position des immer nur und vielleicht sogar lebenslang Nehmenden. Der Rollenwechsel findet Menschen mit Behinderung in der Position der Gebenden. Ein solcher Rollenwechsel

ändert den Blick aufeinander. Wenn sich zwei Gebende gegenüber stehen, geschieht die Begegnung auf Augenhöhe. Genau das wünschen sich Menschen mit Behinderung. Der Film „Ziemlich beste Freunde“ macht das deutlich. Mit dem Blick auf die Beiträge von Menschen mit Behinderung zum gesellschaftlichen Leben ändert sich im Übrigen auch die Rolle der Helfer – ein anderes Thema. Dazu an anderer Stelle mehr.

Die Künste selbst eignen sich per se zur Entwicklung eines neuen Blicks auf Menschen mit Behinderung, sind sie ja selbst kritische Seismographen gesellschaftlicher Entwicklung. Die Pädagogik hin zu den Künsten ist auch Pädagogik hin zu kritischer Reflexion und kreativer Innovation. Eine Pädagogik hin zu den Künsten und hin zum aktiven Umgang mit ihnen muss besonders in Zeiten (scheinbar) knapperer Kassen immer wieder neu begründet werden. Seit Jahren gibt es allerdings auch Schützenhilfe aus den Natur- bzw. Neurowissenschaften, die der unbedingten Notwendigkeit der Künste für ein Wohlergehen der Gesellschaft das Wort redet.

Begründungen

Der Neurowissenschaftler Antonio Damasio, bekannt für sein Buch „Ich fühle, also bin ich“ (Damasio 2000) hat in Bezug auf die Bedeutung der künstlerischen Erziehung einen Gedankengang mit einer beinahe dramatisch zu nennenden Schlussfolgerung entwickelt. Vorgetragen hat Damasio diesen Gedankengang im Rahmen der World Conference on Art Education der UNESCO im Jahr 2006 in Lissabon, als er zum Thema „Brain, Art and Education“ referierte (6). Die Kernaussagen Damasios: Prozesse der Kognition und Emotion geschehen im Gehirn gleichzeitig und integriert. Allerdings arbeiten die kognitiven Bereiche im Gehirn aufgrund der in der gegenwärtigen Gesellschaft überbordenden Informationsflut immer schneller, die emotionalen – archaischen – Bereiche bleiben bei ihren „alten“ Geschwindigkeiten. Moralisches, soziales und gesellschaftsbezogenes Verhalten basiert aber auf emotionalem Verhalten, auf der Fähigkeit zur Empathie. Kinder und Erwachsene mit beschädigter Verbindung von Emotion und Kognition machen sich gerade aufgrund dieser Inkongruenz ihre eigenen Verhaltensregeln, die meist mit den bisherigen demokratischen und sozialen Regeln des Mit-

einanders nicht übereinstimmen. Über die Künste, d.h. über den nichtsprachlichen und emotionalen Teil des Lebens, werden die sozialen und emotionalen Seiten des Daseins erlebt. Das Soziale wird über die Prinzipien des Künstlerischen erlernt und erfahren: Genau dieses ist unerlässlich für das Funktionieren einer demokratischen Gesellschaft. Damasio geht noch weiter:

Besides, from a purely cultural standpoint, in order to understand the world we live in and not rely on superstition or unfounded beliefs, one needs math and science. Second, arts and humanities education can convey the moral structure that is required for a healthy society and is so challenged by current social developments. And third: arts and humanities education actually fosters the imagination that is necessary for innovation. Without the richness that comes from traditional narrative, and the traditional exercise and experience of arts and humanities, it is unlikely that human beings will develop the kind of imagination and of innovative, intuitive thinking that will lead to the creation of the new. To forget the arts and humanities in the new curricula is equivalent to sociocultural suicide.

Die Künste sind, folgt man Damasio und auch anderen Neurowissenschaftlern wie Gerald Hüther, Teil des Kittes, der eine Gesellschaft zusammenhält. Die bildlichen und die darstellenden Künste zeigen und reflektieren, was ist, in neuem Licht. Die Künste erzählen mit ihren Mitteln Geschichten, besonders die darstellenden Künste zeigen im wahrsten Sinn des Wortes Licht und Schatten.

Barrieren

Das Recht auf Teilhabe und Inklusion ist in der Bundesrepublik politisch nicht nur durch die UN-Konvention, sondern auch durch das Sozialgesetzbuch IX abgesichert (7) – und die Notwendigkeit künstlerischer Aktivitäten für eine funktionierende Gesellschaft ist belegt. Warum ist ein inklusives Kulturleben immer noch eher Ausnahme als Regel? Der Teufel steckt im Detail, aber in welchem? Ein sehr machtvoll Detail ist immer noch die innere Barriere, das Bild vom Sorgenkind. Es hängt, trotz aller Bemühungen und unstrittiger Entwicklungen noch immer an vielen Wänden. Das Bild vom

Sorgenkind sagt: Menschen mit Behinderung brauchen Hilfe, Fürsorge, Unterstützung. Es sagt: Mit Menschen mit Behinderung zu arbeiten oder sogar zu leben ist sicher ein Opfer, auf jeden Fall aber Spezialistentum. Das ist nichts für jeden. Das Bild vom Sorgenkind spricht vom Leben eines Menschen mit Behinderung als Drama – und davon, dass man die Tätigkeiten von Menschen mit Behinderung immer in anderen als den üblichen Kontexten bewerten muss. Solche und andere Barrieren im Kopf bestimmen immer noch in überraschendem Maße das Verhältnis zu Menschen mit Behinderung.

Um einmal deutlich zu machen, wie wirksam dieses Bild vom Sorgenkind auch heute noch ist, ein Beispiel aus der Praxis der universitären Ausbildung von Studierenden der Rehabilitationspädagogik an der Fakultät Rehabilitationswissenschaften der TU Dortmund.

Im Rahmen der Lehre des Faches Musik in der Fakultät wird ein inklusiver Chor angeboten. Etwa 25 Erwachsene aus den drei Dortmunder Werkstätten für Menschen mit Behinderung kommen einmal wöchentlich an die Universität zum Chor „stimmig“, der gemeinsam mit etwa 50 Studierenden durchgeführt wird. Die Studierenden sind aufgefordert, schriftlich zu reflektieren, was sie im Laufe des Semesters fühlen und erleben. Die äußere Situation: Vor Beginn der Chorprobe werden Getränke, Kekse und Obst angeboten, da die Werkstattmitarbeiter unmittelbar aus der Arbeit kommen und in der Regel einen achtstündigen Arbeitstag hinter sich haben. Die folgenden Zitate stammen aus dem Portfolio einer Studierenden im Anschluss an das Wintersemester 2011/2012.

„Ich war etwas erstaunt, dass ein Behinderter Kaffee trinkt. Warum, das kann ich nicht erklären. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass sich der Kaffee doch negativ auf die Behinderung auswirken könnte“.

„Ich frage mich, welche Art von Behinderung A. wohl hat. Ob ich ihn wohl fragen kann? Einerseits möchte ich ihn nicht bewusst darauf aufmerksam machen. Vielleicht tut es ihm weh, wenn er darauf angesprochen wird. Vielleicht ist ihm seine Behinderung selbst nicht bewusst oder er verleugnet sie für sich. Andererseits kann ich mir sehr gut vorstellen, dass er sich darüber im Klaren ist,

dass er eine Behinderung hat und dass er auch genau weiß, welche und wie sie heißt (und wie sie ausgesprochen wird). Aber es macht ihn vielleicht wütend, wenn man danach fragt? Sowieso frage ich mich selbst andauernd, was die Behinderten wohl über die Nicht-Behinderten denken.“

„Bisher finde ich die Entwicklung erstaunlich. Vielleicht ist es auch meine Wahrnehmung. Anfangs wirkte A. zurückhaltend, überfordert und sehr vorsichtig. Ich hatte den Eindruck, er wolle nichts offensichtlich falsch machen. Nun scheint er ungehemmt, sozial und sehr vergnügt.“

„Zu Beginn der Veranstaltung hatte ich Angst vor dem Umgang mit Menschen mit Behinderung. Ich hatte keine Erfahrung damit und wusste nicht, wie ich mich ihnen gegenüber verhalten sollte. Ich hatte Angst, etwas Falsches zu sagen oder zu tun. Ich hatte Angst, mit meinen eigenen Schwächen konfrontiert zu werden. Ich dachte, sie seien „anstrengend“ und „minderbegabt“. Ich schäme mich und weine, während ich diesen Abschnitt schreibe.“

Diese vier Abschnitte aus einer längeren Ausarbeitung repräsentieren in ungewöhnlicher und dankenswerter Deutlichkeit und Offenheit die Mischung aus Kognition und Emotion, von denen Menschen geradezu überfallen werden können, die noch „Anfänger“ in der Arbeit mit Menschen mit Behinderung sind. Diese Studierende hat immerhin den Berufswunsch „Rehabilitationspädagogik“, sie will etwas über sich und ihr Verhältnis zu Menschen mit Behinderung lernen. Deshalb setzt sie sich dem unmittelbaren Kontakt bewusst aus. Wie mag es aber erst um die Gefühlslage und die inneren Bilder derjenigen bestellt sein, die keinerlei Erfahrung im Umgang mit Menschen mit Behinderung haben? Auf welche inneren Bilder und Urteile, auf welchen Blick treffen wir da?

Die „Soziologie der Behinderten“ untersucht die Einstellung gegenüber Menschen mit Behinderung. Spannung, Verhaltensunsicherheit und Ambivalenzempfinden prägen vielfach die Interaktion zwischen Nichtbehinderten und Behinderten – deshalb werden Kontakte auch oft vermieden (vgl. Cloerkes 2007, S. 107). Aber: „Die Bewertung einer Behinderung ist von der Reaktion auf den Menschen mit einer Behinderung zu trennen. Der einzelne Behinderte wird zudem im all-

gemeinen positiver gesehen als seine Behindertengruppe“ (ebd., S. 113). Die Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderung werden als sehr stabil und schwer veränderbar gesehen. Das könnte ein Grund für Resignation sein. Doch es gibt Chancen. Die Komponenten Kontakt, Information und gleichberechtigter Status ergeben zusammen eine vergleichsweise erfolgreiche Strategie im Sinne einer positiven Einstellungsveränderung. Der zentrale Punkt aber: „Die Stärkung der Handlungskompetenz behinderter Menschen gehört zu den allerwichtigsten Rahmenbedingungen für einen Abbau negativer Einstellungen und Handlungstendenzen“ (ebd., S. 153). Ein besseres Argument für musikalische Bildung im Sinne aktiver Musikausübung von Menschen mit Behinderung lässt sich nicht finden. Allerdings: Eine künstlerische Disziplin alleine genügt nicht. Zum allmählichen Abbau von Barrieren im Kopf und in der Gefühlswelt braucht es Wege, die genauso vielfältig sind wie diejenigen, die die Barrieren haben entstehen lassen.

Alte Geschichten

Eine moralische Reaktion auf Negativbilder von Menschen mit Behinderung hilft in der Sache nicht weiter. Weiter hilft allerdings, den Blick auf Modelle zu werfen, die Negativbilder transformieren oder zumindest Alternativ-Bilder anbieten. Die Erzählungen der Völker, die Mythen, Märchen und Nationalepen thematisieren die Licht- und Schattenseiten des Menschen. Sie zeigen schlimme Folgen des Handelns auf und, zur Ermutigung und Beruhigung, auch gute Folgen. Schlimme Folgen des Handelns: Am Schluss sind alle tot. Wie im Nibelungenlied, das zeigt was passiert, wenn Hass und Rache die Triebfedern sind. Gute Folgen des Handelns: Im Märchen haben am Schluss alle ein langes und glückliches Leben. Märchen sind Lehrstücke, was idealerweise passiert, wenn man auf sein Herz hört. Wer gewinnt im Märchen das Leben und die Prinzessin? Der mit dem naiven und guten Herzen. Wer rettet Leben? Wer sich vom Leben selbst berühren lässt. Wer zum Beispiel Befehle nicht befolgt.

Die Befehlsverweigerung aus Menschlichkeit ist Thema im Märchen vom Schneewittchen. Nachdem der Spiegel die Schönheit Schneewittchens über die der Königin gestellt hatte „erschrak die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund an, wenn sie Schnee-

wittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie das Mädchen. Und der Neid und Hochmut wuchsen wie Unkraut in ihrem Herzen immer höher, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief sie einen Jäger und sprach: ‚Bring das Kind hinaus in den Wald, ich will’s nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es töten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen.‘ Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirschfänger gezogen hatte und Schneewittchens unschuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und sprach: ‚Ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben! Ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr heimkommen‘. Und weil es gar so schön war, *hatte der Jäger Mitleid* und sprach: ‚So lauf hin, du armes Kind!‘ Die wilden Tiere werden dich bald gefressen haben, dachte er, und doch war’s ihm, als wäre ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte.“ (Kinder- und Hausmärchen 1982, S. 118) Die Folgen sind bekannt: Schneewittchen überlebt und die böse Stiefmutter muss sich in rotglühenden Pantoffeln zu Tode tanzen.

Das Märchen lobt die Empathie und das Mitleid. Es ist Positivprojektion für Kleine, Schwache und nicht zuletzt auch für auch das Positiv-Weibliche: Wie oft retten im Märchen kluge und aufopferungsvolle Schwestern das Leben ihrer Brüder! Das Märchen der listigen Alten ist das von den Bremer Stadtmusikanten, die sich als Team mit Witz und Unerschrockenheit eine gute Altersversorgung erarbeiten.

Was lehrt das Märchen Kinder – und auch Erwachsene? „Der Kampf gegen die heftigen Schwierigkeiten des Lebens ist unvermeidlich und gehört untrennbar zur menschlichen Existenz, wenn man aber nicht davor zurückschreckt, sondern den unerwarteten und oft ungerechten Bedrängnissen standhaft gegenübertritt, überwindet man alle Hindernisse und geht schließlich als Sieger aus dem Kampf hervor“ (Bettelheim 1981, S. 14). Die Märchenwelt ist nie ambivalent, sondern sehr klar strukturiert in das Gute und das Böse. Und: Das Böse unterliegt am Schluss immer, die Gerechtigkeit und das Gute siegen immer. Kein Wunder, dass genau deshalb die Märchen auch als innere Ressource und Kraftquelle empfunden werden (vgl. Geldern-Egmond, 2000).

„Kinder brauchen Märchen“, titelt Bruno Bettelheim bekanntermaßen (Bettelheim 1981). Die Gesellschaft von heute kann als Stärkung die alten Geschichten gebrauchen, sie braucht aber auch neue Geschichten, neue Bilder vom Menschen mit Behinderung. Wer erzählt die neuen Geschichten? Wer kann das überhaupt – neue Geschichten erzählen? Das können unter anderem die Künste. Das können Künstler mit Behinderung, das können Künstler, die mit Menschen mit Behinderung arbeiten, das können die Menschen mit Behinderung selbst – und das können inklusive Projekte.

Kulturelle Bildung und Inklusion

Im Zusammenhang mit den Künsten und Menschen mit Behinderung entstehen neue und öffentliche Geschichten nur, wenn die fatale Falle „Kunst und Menschen mit Behinderung = Therapie“ aufgelöst wird. Sehr oft werden künstlerische Aktivitäten mit Kindern und Erwachsenen mit Behinderung zwischen Pädagogik und Therapie angesiedelt. Begrifflichkeiten wie pädagogische Musiktherapie, therapeutisches Musizieren oder Musiktherapie in der Heilpädagogik zeigen die Mühen der Beschreibung dessen, was innerhalb der künstlerisch-pädagogischen Aktivitäten mit Menschen mit Behinderung passiert. Vor allem zeigen sie, dass der Abschied von der Idee der Therapie im Kontext mit Menschen mit Behinderung schwerfällt. Auch so ein Teufel im Detail! Welcher Blick auf die Menschen steckt hier dahinter? Warum findet an den Schulen nicht einfach Musikunterricht statt und in der nicht-schulischen Aus- und Weiterbildung nicht einfach Kulturelle Bildung? Bis die Kulturelle Bildung und das Bewusstsein der Gesellschaft einen Zustand erreicht hat, der Kinder und Erwachsene mit Behinderung selbstverständlich mit einbezieht, brauchen wir noch den Begriff „Kulturelle Bildung und Inklusion“. Was aber ist heute darunter zu verstehen?

„Kulturelle Bildung bedeutet Bildung zur kulturellen Teilhabe. Kulturelle Teilhabe bedeutet Partizipation am künstlerisch kulturellen Geschehen einer Gesellschaft im Besonderen und an ihren Lebens- und Handlungsvollzügen im Allgemeinen. Kulturelle Bildung gehört zu den Voraussetzungen für ein geglücktes Leben in seiner personalen wie in seiner gesellschaftlichen Dimension. Kulturelle Bildung ist konstitutiver Bestandteil von allgemeiner Bildung“ (8). Diese

Beschreibung von Karl Ermert auf der Internetseite der Bundeszentrale für Politische Bildung enthält alle wesentlichen Elemente, die gegenwärtig im Zusammenhang mit Kultureller Bildung „gehandelt“ werden. Der Bezug zur UN-BRK ist leicht herzustellen. Drei allgemeine Aspekte der Umsetzung unter dem Gesichtspunkt der Inklusion von Menschen mit Behinderung werden nun hinzugefügt:

Zum Ersten: Es gilt das Prinzip des gemeinsam Lernens und gemeinsam Produzierens von Anfang an. Das Gemeinsame beginnt mit der Frühförderung und endet im hohen Alter: Menschen unterschiedlicher Lerngeschwindigkeiten und Begabungen finden sich inzelförderung, in Einzelunterricht und ebenso in Gruppensituationen. In der Musikpädagogik ist es nicht anders: Der instrumentale Einzel- oder auch Gruppenunterricht führt zum größeren Ensemble.

Zum Zweiten: Es gilt das Prinzip der differentiellen Didaktik. Die differentielle Didaktik entwickelt inhaltlich und methodisch das Lernen in heterogenen Gruppen. Das individuelle Lernen geschieht im jeweiligen Tempo und an jeweilig angepassten Inhalten – nicht alle machen das Gleiche in der gleichen Zeit. Die Lernenden passen sich nicht dem System an, sondern das System passt sich den Lernenden an. Musikalisch bedeutet das etwa ein Musizieren im Baukastensystem, wie es Robert Wagner in seinem System „Max Einfach“ darstellt. Kinder suchen sich aus den Zeilen einer kleinen Partitur die Zeile oder auch nur die Abschnitte heraus, die sie spielen können. So arbeiten sie sich langsam vom Einfachen zum Komplexeren vor. Das ist ein allgemeines Prinzip des Lernens. Der Gesamtklang der Musik wird dabei nicht auf „einfach“ reduziert, weil andere Kinder eben andere Zeilen spielen (vgl. Wagner 2010).

Zum Dritten: Es gilt das Prinzip der Avantgarde. Avantgarde meint ursprünglich diejenigen, die ganz vorne sind, genau gesagt die militärische Vorhut, die als erste Berührung mit dem Feind hat (Kluge 1999, S. 70). Im übertragenen Sinne sind die Avantgardisten Vorkämpfer für eine Sache. Avantgardisten sind auf jeden Fall die Mutigen, die der Idee des Fortschritts verpflichtet sind. Im künstlerischen Bereich sind es diejenigen, die kreative und unorthodoxe Wege beschreiten, die künstlerisch Ungewohntes tun und die experimentieren. Passt dies nicht alles auf das Prinzip Inklusion? Musikalisch

sind Elemente der Neuen Musik wie Minimal Music, Aleatorik und elektronische Musik für die inklusive Arbeit wie gemacht. Das ist Avantgarde: Zusammen mit Menschen mit Behinderung ausgetretene musikalische Pfade zu verlassen und die Welt der freien Improvisation, der Cluster und geräuschhaften Musik zu betreten. Aber auch das ist Avantgarde: Renaissancemusik mit nachgebauten und angepassten Instrumenten so aufzubereiten, dass sie von Menschen mit und ohne Behinderung auf das Feinste intoniert wird und sendefähig klingt. Was beispielsweise geschieht im Hausmusikkreis Linde der Stiftung Eben-Ezer in Lemgo (9). Und auch das ist Avantgarde: Mit den neuen technischen Mitteln elektronische Musik zu kreieren, die sich über selbst aufgenommene Loops quasi-sinfonisch entwickelt. Manchen Musikern mit Behinderung geht es wie manchen anderen Musikern auch: Sie experimentieren gern mit Klängen, lassen sich von technischen Möglichkeiten überraschen, haben Spaß daran, Instrumente auf neue Weise zu nutzen. Die Musiker von Station 17 stehen für diese Innovation (10).

Avantgarde ist, musikalischen Mainstream zu verlassen oder Mainstream-Musik zu verwandeln, mit ihr zu spielen, neue Elemente hinzuzufügen, künstlerisch interdisziplinär zu handeln. Avantgarde ist, wenn die Lust am Kreativen sich gleich verteilt und wenn es mit dem künstlerischen Ergebnis allen besser geht als vorher.

Neue Geschichten

Die Künste erzählen Geschichten. Komödien, Tragödien, Kleines, Großes, Lustiges, Trauriges, Dunkles, Helles. Die Künste zeigen uns, wie bereits gesagt, das was wir kennen so, wie wir es noch nicht kennen. Die Künste erzählen Geschichten und zeigen den Menschen hinter den Geschichten.

Menschen mit Behinderung sehen die Welt auf ihre Weise und sie entwickeln die dazu gehörigen Ausdrucksformen. Nicht alle sind für alles begabt – das ist normal. Es gibt musikalisch hochbegabte Autisten mit hoch erstaunlichen Fähigkeiten wie Derek Paravicini (11). Es gibt die normal Begabten und es gibt diejenigen, die nur wenig musikalische Fähigkeiten zeigen. Vermutlich ist es unter Menschen mit Behinderung wie im sonstigen Leben und es gilt auch in diesem

Kontext die Gaus'sche Normalverteilungskurve. Beinahe alle Menschen mit Behinderung lieben allerdings die Musik – auch da ist es wie im richtigen Leben. An keiner Stelle finden wir eine belegte Aussage darüber, ob der Anteil der Menschen mit Behinderung, die ein Instrument spielen, dem der „Normalbevölkerung“ entspricht. Vermuten darf man, dass der Anteil geringer ist. Wenn der Kontakt mit Musik sich auf das Hören von Musik beschränkt, soll es so nicht bleiben. Kulturelle Bildung und kulturelle Teilhabe meint auch die Ausübung von Künsten, nicht nur deren Rezeption.

Mit dem Ausüben werden die Künste variantenreicher, präziser, individueller. So entstehen immer wieder neue Geschichten. Geschichten in Form von Bildern und Melodien, Texten und Rhythmen, Tänzen und Skulpturen, Zeichnungen und Klängen. Diese Geschichten müssen an die Öffentlichkeit. Nur wenn sie gezeigt werden, können neue Bilder verinnerlicht werden. Bilder, die die heutige Wirklichkeit besser treffen als die alten Bilder vom Sorgenkind.

Literatur

Bettelheim, Bruno (2008): Kinder brauchen Märchen. 28. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Cloerkes, Günther (2007): Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. Unter Mitwirkung v. Kai Felkendorff u. Reinhard Markowetz. 3. Aufl. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.

Damasio, Antonio (2000): Ich fühle, also bin ich. München: List.

Damasio, Antonio u. Hanna (2006): Brain, Art and Education. Unesco Conference on Arts and Education 2006
<http://portal.unesco.org/culture/en/files/33947/11798495493/AntonioDamasio-SpeechRevised.pdf>

Geldern-Egmond, Irene (2000): Märchen und Behinderung. Ein Beitrag zur Resilienzforschung bei Kindern und Jugendlichen mit Lernbehinderungen. Hohengehren: Schneider.

Kinder- und Hausmärchen (1982): Gesammelt durch die Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe. 6. Aufl. Bayreuth: Gondrom.

Kluge, Friedrich (1999): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 23. Aufl. Berlin, New York: de Gruyter.

Wagner, Robert (2010): Max Einfach. Musik für alle. In: Musikkultur inklusiv. 5 Jahre Förderpreis InTakt der miriam-stiftung. Regensburg: ConBrio, S. 79-89.

Online-Quellen

- (1) Convention on the Rights of Persons with Disabilities (2006):
<http://www.un.org/disabilities/convention/conventionfull.shtml>
[15.03.2012]
- (2) Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, veröffentlicht im Bundesgesetzblatt Jahrgang 2008 Teil II Nr. 35, ausgegeben zu Bonn am 31. Dezember 2008:
<http://www.un.org/Depts/german/uebereinkommen/ar61106-dbgbl.pdf>
[15.03.2012]
- (3) <http://www.bizeps.or.at/news.php?nr=11481> [16.03.2012]
- (4) www.eine-schule-fuer-alle.info/politik/nordrhein-westfalen/
[16.03.2012]
- (5) <http://www.kassandra-ruhm.de/> [16.03.2012]
- (6) <http://portal.unesco.org/culture/en/files/33947/11798495493AntonioDamasio-SpeechRevised.pdf/AntonioDamasio-SpeechRevised.pdf>
[22.03.2012]
- (7) http://www.gesetze-im-internet.de/sgb_9/ [22.03.2012]
- (8) http://www.bpb.de/themen/JUB24B.0.0.Was_ist_kulturelle_Bildung.html [22.03.2012]
- (9) <http://www.youtube.com/watch?v=EmDs8CA-YEQ> - Hausmusikkreis Linde, Lemgo [22.03.2012]
- (10) http://de.wikipedia.org/wiki/Station_17 [23.03.2012]
- (11) <http://www.sonustech.com/paravicini/> [21.03.2012]